Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Vierzehnter Jahrgang

Nr. 47 Marburg i. H., den 22. November 1900

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1620 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Zum Totensonntag — Lebensmut und Todessehnsucht — Die Lage im Orient und die Haltnng Deutschlands. Schluß — Die Flucht der Hirten — Tonwerke des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts — Eine neue Schillerbiographie (Weltrich) — Segen des Gebetes. Aus dem Holländischen — Bücher und Schriften: Alttestamentliches (Giesebrecht, Rothstein); Aus der Schatzkammer heiliger Väter (Klein); Der Weltberuf des Christentums (Hoppe); Der Mann aus der Fremde (Lüdemann); Freygeister, Naturalisten, Atheisten (Lessing-Consentius); Mission in China (Horbach, Flad); Gute Bücher für Weihnachten (Benz, Stein, Adler, Walther); Weihnachtsfestspiele (Bauer) — Anzeigen

Zum Totensonntag

Aus: Gott mit uns! Predigten von Dr. theol. W. Bornemann, Professor an der Universität Basel. (Basel, Friedrich Reinhardt 1901. 161 Seiten. 2 Mk)

Luk. 20, 38

Es ist, als wollte uns der Heiland sagen: ihr Kleingläubigen, was seid ihr so furchtsam und so betrübt? Ihr kennt ja doch mein Evangelium, ihr habt doch seine Kräfte gespürt, ihr wollt doch glauben an den lebendigen Gott, den himmlischen Vater. Nun wohl, so macht doch Ernst damit und faßt dies Evangelium in seiner ganzen Größe und Wirklichkeit und Kraft! Denkt doch daran, was es heißt: es giebt einen Gott, und dieser Gott hat euch lieb; er wird seine Kinder nicht im Tode lassen. Er ist der Allmächtige, der die Welt nicht nur geschaffen, gut geschaffen hat, sondern der auch diese sichtbare, vergängliche Welt geschaffen hat für ein unsichtbares, ewiges Reich der Geister. Er ist Geist und Kraft. Er ist das wahrhaftige Leben und vermag auch Leben zu wecken aus dem Tode.

* * *

.... Das Alte Testament hat in den Psalmen und den prophetischen und geschichtlichen Büchern gar oft den Gedanken ausgesprochen: „Gott ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen," — aber nur in dem Sinne, daß das Totenreich mit Gott Nichts zu thun habe: so gewiß die Toten tot sind, so gewiß sind sie geschieden vom Leben und geschieden von Gott. Jesus zieht daraus einen andern Schluß. Er sagt: so gewiß Gott Gott ist, ein ewiger Gott des Lebens, so gewiß sind die Toten vor ihm nicht tot; ihm leben sie alle; er hat das Leben gegeben, er kann es wieder nehmen, aber er kann es in seiner Kraft auch allezeit erhalten. Vor ihm ist die Zeit nicht die Zeit; denn er selbst hat die Zeit gemacht; und seine Schöpferkraft und ewige Weisheit und Liebe hebt ihn weit hinaus über die sinnenfällige Erscheinung dieser Welt. Ist denn unser Gott ein ohnmächtiger Gott? Sollte er trauernd und einsam auf dem Friedhof verweilen und sein Angesicht verhüllen vor Scham und Schmerz, daß die Geschöpfe seiner Hand gegen seinen Willen vernichtet sind? Oder kennen wir ihn als den grausamen Gott, dessen Ziele und Wege nach seinem eignen Willen enden in Verderben, Tod, Verwesung und Vernichtung? — Nein, so wahr er Gott ist, so wahr ist er ein Gott der Lebendigen; ihm leben sie alle.

* * *

.... Jesus selbst predigt Innerlichkeit und Leben. Neben dem großen Gegensatz zwischen Gut und Böse betont er noch viel mehr und stärker den größeren zwischen lebendigen und toten Menschen. Er selbst trägt das wahrhaftige Leben in sich und ist gekommen, auch Andre zum Leben zu erwecken. Das ist sein Werk. seine Aufgabe, sein Beruf einst und jetzt. Darum spricht er: „ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben;" und abermals: „es kommt die Stunde und ist schon jetzt, da die Toten werden die Stimme des Sohnes Gottes hören, und die sie hören werden, die werden leben." Und so spricht er auch heute zu uns: Gott ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen. Sucht ihr das Leben, so kommt zu Gott! Er hat das wahre Leben, er wirds euch geben. Darum ruft er auch heute alle Gleichgiltigen und Matten: wacht auf! wacht auf zum Leben! Kommt zu euch und laßt euch hinführen zum wahren Leben, hier zeitlich und dort ewiglich!

Lebensmut und Todessehnsucht

Phil. 1, 21—24

Zu einer Zeit, wo Heinrich von Kleist in seinem düstern Gemüte offenbar schon mit dem Gedanken des Selbstmordes spielte, schrieb er seinen dramatischen Schwanengesang, den „Prinz von Homburg". Ein ritterlicher Held, von heroischem Wahnsinn ergriffen, überschreitet in der Schlacht einen Befehl, den er nicht gehört hat, und stürzt fort zum Sieg. Darauf steht die Todesstrafe. — Während es nun auf der Bühne hergebracht ist, daß in einem edlen Gemüte die Todesfurcht in ihrer ganzen Gräßlichkeit unter keiner Bedingung erwachen darf, läßt der Dichter seinen Helden, vom Schrecken des Todes ergriffen und vernichtet, in Gegenwart seiner Geliebten, auf die er unedel verzichtet, wie einen Sklaven um sein Leben betteln. Gleich einem Tiere vermag er mit seinen Wünschen Nichts mehr zu umfassen als das nackte Leben.

Die Szene ist wahrhaft erschütternd. Denn wir beweinen in ihr das Los des Dichters, ja der Menschheit selber. So sehr hängen die Menschen am Leben, so heiß lieben sie das Licht der Sonne, daß sie denken: lieber ein lebendiger Knecht als ein toter Held.

Ein anderes Bild. Paulus in Rom. Ein Gefangener zwar, aber in erträglicher Lage. Von einem Kriegsknecht begleitet, hat er volle Bewegungsfreiheit. Juden und sogar einige Christen hassen ihn, aber sein Prozeß steht günstig, und draußen in weiter Ferne weiß er zahllose Menschen, die seiner in Liebe gedenken und ihn auf betendem Herzen tragen. Vor allem aber ist ihm eine große Thür aufgethan. Das Evangelium ist auf allen Punkten im Sieg. Kühn deutet man in Rom das Wort von Christus. Selbst in den Palast des Kaisers ist es eingedrungen. Und in diesem Augenblick schreibt der Apostel: Ich habe Lust abzuscheiden und bei Christus zu sein, — welches auch viel besser wäre!

Welch ein Gegensatz! Dort der elementare Lebensmut

das Hängen am nackten Leben um jeden Preis. Hier die allem menschlichen Gefühl widersprechende Todessehnsucht, die Bereitwilligkeit von einer großen Sache zu scheiden in dem Augenblick, wo ihr der Sieg gewiß ist.

Die Berliner Gardeleutnants verlachten den Prinzen, der so feige um sein Leben bittet, und Friedrich Nietzsche würde dem Apostel zugerufen haben: Viele sterben zu spät. Die Erde ist voll von solchen, welchen der Tod gepredigt werden muß, oder das ewige Leben, das gilt mir gleich, wofern sie nur schnell dahinfahren.

Aber siehe, der Dichter, der seinen Helden so feig ums Leben betteln läßt, und der selber so fest am Leben hing wie sein Held, er bringt es kurze Zeit darauf fertig, im blühendsten Mannesalter die Pistole gegen sich zu erheben! Und Paulus, — voll Sehnsucht, heimzukommen zu seinem Herrn, er springt doch nicht in den Rachen des Todes, sondern bleibt dem Leben treu und krönt ein Leben voll Mühe und Arbeit mit neuer Arbeit im Dienste seines Herrn und der Brüder. Dort wird der elementare Lebensmut durch die Enttäuschungen des Lebens abgelöst von dem höchsten Lebensüberdruß. Hier schließt die Todessehnsucht einen Bund mit dem energischsten Lebensmut.

Einige kleine Wahrheiten ergeben sich uns daraus: „Kranke und Absterbende waren es, die verachteten Leib und Erde und erfanden das Himmlische.“ Wir meinen, Kranke und Absterbende waren es, die von Leib und Erde Enttäuschten, die erfanden den Selbstmord. Das „Himmlische“ allein giebt dem Menschen den rechten Lebensmut. Für wen Sterben Gewinn ist, der steht frei und unabhängig im Leben, der klammert sich nicht feig ans Dasein, sondern überwindet das natürliche Grauen vor dem Tode, und schaut ihm wie einem rauhen Freunde tapfer ins Gesicht. Die Sehnsucht nach dem „Himmlischen“ ist kein Narkotikum, das den Menschen weich und schlaff und für die Erde untüchtig macht, sondern treibt ihn gerade zur heiligenden Arbeit, denn sie ist Sehnsucht nach Vollendung und enthält demgemäß den stärksten sittlichen Antrieb.

Jacob

Die Lage im Orient und die Haltung Deutschlands

3

Nach diesen Erfahrungen darf man die Hoffnung auf die Möglichkeit einer Regeneration der Türkei als thörichten Optimismus betrachten.

Vielleicht hat der Leser vor drei Jahren in der „Deutschen Rundschau“*) von einer sehr interessanten Abhandlung des Freiherrn von der Goltz Kenntnis genommen; ihr Verfasser schrieb auf Grund vierzehnjähriger Erfahrungen im türkischen Militärdienst. Er glaubt an eine Regeneration der Türkei unter Bedingungen, deren Verwirklichung so unmöglich scheint, daß alle Kenner, die die erwähnte Darstellung aufmerksam lesen, in ihr den Beweis für die Unmöglichkeit dieser Regeneration finden werden.

So z. B. glaubt von der Goltz mit Recht, daß von der inneren Sammlung und Stärkung auf naturgemäß beschränktem Gebiet die Zukunft der Türkei abhängt. Diese Zukunft ist aber ernstlich gefährdet, so lange das ottomanische Reich Gebiete mit fremder Bevölkerung enthält, auf der das türkische Joch lastet, die mit vollem Recht stets auf ihre Befreiung bedacht ist. Diese Befreiung wäre vor aller Reform also abzuwarten, ist auch bereits im Flusse (man denke nur an die Veränderung der geographischen Karte der Türkei im Laufe dieses Jahrhunderts). Es kann allerdings noch lange dauern, bis sie vollendet ist; doch wird sie einmal kommen, so sicher die reiche Frucht vom Baume fällt.

Die erste Bedingung ist noch verhältnismäßig die leichteste. Von der Goltz verlangt ferner: 1. die Ungestörtheit dieser Reform durch äußere Eingriffe, die bei den Absichten verschiedener fremder Staaten kaum zu erreichen ist; 2. die Umwandlung der Türkei in ein kompaktes türkisch-arabisches Reich mit der Verlegung der Hauptstadt nach Asien (z. B. nach Cäsarea). Die Ereignisse der letzten Jahre in Arabien, sowie ihre Ursachen, machen es aber fraglich, ob die Araber nicht eher die Errichtung eines eigenen Khalifats vorzögen. Außerdem ist es zweifelhaft, ob die Türken selbst Konstantinopel so leicht verlassen würden; 3. die Veränderung des Thronfolge-Systems in der Türkei (Seniorat), das aber in engem Zusammenhang mit den muselmännischen Sitten und dem Familienleben der Türken steht; 4. einen wirklichen Herrscher, einen kühnen Reformator, und ein intelligentes Regierungs-System. Sollte man aber auch diesen seltenen Vogel finden können, immer würde die unvermeidliche Notwendigkeit bestehen, die Sitten und das Denken des ganzen türkischen Volkes zu verändern.

Der Optimismus von v. d. Goltz in Bezug auf die Türkei hat gewiß seine türkischen Freunde, besonders die Jungtürken, gefreut. Leider wird er nicht von denen, die die Türken und ihre Vergangenheit kennen, geteilt. Die bloße Aufzählung dieser Bedingungen genügt, um von der Unmöglichkeit der Durchführung des ganzen Systems überzeugt zu werden. Darum glauben wir, daß jener „türkische Beamte“, der in der Contemporary Review (April 1899) die Zukunft der Türkei besprochen hat, der Wirklichkeit näher steht, wenn er den allmählichen aber sicheren Verfall der Türkei prophezeit.

Was nun die Haltung Deutschlands im Orient betrifft, so zeigt uns derselbe Mitarbeiter der Contemporary Review, der ein Jungtürke sein mag, daß die Türken ganz gut wissen, wie sehr Deutschlands Freundschaft auf materiellen Interessenerwägungen beruht. Ob die deutsche Regierung hier den rechten Weg gewählt hat, läßt sich bezweifeln. Man sollte nicht vergessen, daß das Verhalten Deutschlands es im Orient während der letzten Jahre in starken Mißkredit gebracht hat. Die christliche Bevölkerung kann nicht begreifen, daß eine Nation, die sich christlich nennt, so ungescheut die Christenverfolger unterstützte. Die wiederholten demonstrativen Freundschaftserweisungen den Urhebern der greulichen Metzeleien gegenüber haben diese zweifellos in ihrem Thun ermutigt und die Empfindung gestärkt, daß sie von der Einstimmigkeit der Großmächte, die ihnen allein imponieren könnte, gar Nichts zu fürchten haben.

War dieses Verhalten christlich oder auch nur menschlich? Die Antwort kann für Vorurteilslose nicht zweifelhaft sein. Man hat überall im Orient mit Recht bemerkt, daß der materielle Nutzen, den Deutschland aus dieser Politik ziehen wird, mit Christenblut erkauft ist. Im Kampf ums Dasein sollte man vielleicht nicht vergessen, daß die Ehre eines Staates wie Deutschland für ihn ein größeres Gewicht haben könnte, als die durch zweifelhafte Mittel erworbene Befriedigung materieller Interessen. Uns erschien immer die Politik kurzsichtig, die ein Volk bloß durch panem et circenses*) zu erfreuen bezweckt. Der Beweis dafür ist übrigens schon erbracht. Die Haltung Deutschlands hat nicht einmal die Verbreitung des slavischen Einflusses zu verhindern vermocht. Rußland, das wir im übrigen gar nicht in Schutz nehmen wollen, hat zur Befreiung verschiedener Länder, zuletzt Kretas, sehr energisch geholfen. Deutschland hat das Mögliche gethan, sie zu verhindern. Nachdem es die Unterdrückung der christlichen Einwohner der Insel mit Eifer betrieben, hat es sich zurückgezogen und sich bei der Einsetzung des freien Regiments gar nicht beteiligt! Glaubt man vielleicht, daß dieses verschiedene Verhalten nicht aufmerksam beobachtet wurde? Und wenn die Völker im Orient nach Thatsachen und nicht nach Phrasen urteilen, sind sie nicht berechtigt zu glauben, daß eine Verbindung mit Rußland vielleicht mehr verspräche als mit Deutschland, dem Lande des groben materiellen „Profitierens“? Man erwartet von Deutschland im Orient Nichts mehr für Menschenrechte, für Gerechtigkeit und Freiheit. Und wenn die Orientalen weiterhin die Politik Deutschlands beobachten und seine Erklärung für das Christentum und das Evangelium daneben halten, so werden sie aus Beiden den

*) 1. Oktober 1897 S. 46 ff.

*) „Brot und Zirkusspiel“, das Anliegen des römischen Volks zur Kaiserzeit.

Schluß ziehen, — und sie thun es bereits — daß jene Erklärungen nicht aufrichtig sein können, daß sie einfach ein Mittel für politische Zwecke sind und infolge dessen eine Profanation der Religion Christi. Jedenfalls hat man doch den Widerspruch nicht vermieden, sich Christ zu nennen und zugleich Hand in Hand mit den Verfolgern Christi zu gehen!

Es liegt die Frage nahe, ob eine andere Haltung der deutschen Politik nicht besser den materiellen und zugleich moralischen Interessen des Reiches dienen würde. Wäre es nicht klüger, anstatt sich die Verachtung und Feindschaft der verschiedenen Balkanvölker durch Bekämpfung ihrer Unabhängigkeits-Bestrebungen zu erwerben, ihre berechtigten Wünsche zu unterstützen? So würde man ihre Freundschaft erwerben und den ganzen Gewinn einer solchen ehrlichen Politik für Deutschland ernten.

Hervorragende französische Schriftsteller und Orientkenner*) haben schon angefangen, jene humane und liberale Haltung für ihr Vaterland zu behaupten, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß das auswärtige Amt am Quai d'Orsay diesen Empfehlungen nachgiebt. Niemand kann doch im Ernst glauben, daß man die Bestrebungen der unterjochten Völker der Türkei und der Balkan-Staaten, die die Vervollständigung ihrer nationalen Einigkeit mit Recht verlangen, ersticken wird. Wenn die deutsche oder die italienische Nation ihre nationale Einigkeit erreicht haben, warum soll dasselbe Ziel nicht ebenso legitim für andere Völker sein? Infolge dessen läßt sich mit voller Bestimmtheit versichern, daß die Orientgefahr nicht verschwinden wird, solange die Gründe der Unruhen fortbestehen. Ich meine: 1. die Nicht-Befriedigung der berechtigten Wünsche der Orient-Völker, 2. die Unterstützung der Türkei, deren Herrschaft die Fortsetzung des Uebels, der Barbarei und des wachsenden Ruins bedeutet.

Unter solchen Umständen ist es klar, daß die Macht, die die Unterstützung der Türkei unternimmt, nicht für eine Besserung der Lage, sondern einfach für die Verlängerung der Unsicherheit im Orient und der allgemeinen Unruhe arbeitet. Das aber heißt die Interessen Rußlands fördern. Wenn nun Staaten, die mehr Interessen hätten, sich mit den Balkan-Völkern zu befreunden und sie als Hemmnis der Verbreitung des russischen Einflusses zu gebrauchen, Alles thun, um ihre Feindschaft zu erwerben, so ist zu fürchten, daß sie unbewußt und unüberlegt zu Gunsten Rußlands arbeiten!

Die gegenwärtige Haltung Deutschlands im Orient würde also, wenn sie länger dauern sollte, zur unvermeidlichen Folge haben: 1. die Unterdrückung und die Ruinierung von Millionen von Christen, 2. den Mißkredit Deutschlands und 3. die Vermehrung und Verbreitung des russischen Einflusses.

Ob diese Folgen für das deutsche Reich angenehm wären, kann der Leser sich selbst sagen. Ein Orientale

---

Die Flucht der Hirten

Merkwürdig, wie schnell eine mit einem gewissen Anschein geistiger und sittlicher Ueberlegenheit ausgesprochene Ansicht nicht — überzeugt, aber der Menschen Geister blendet, so daß man sie ohne Prüfung als eine ausgemachte, gar nicht zu bezweifelnde Wahrheit hinnimmt.

Da hat Herr von Brandt in seinem bekannten Briefe (siehe Nr. 31) in diplomatisch geschickter Weise auf Etwas hingewiesen, was nach dem ersten Anschein allerdings ein sehr wunder Punkt im Betriebe der evangelischen Mission in China zu sein scheint:

> Ist es ein erfreuliches Schauspiel, zu sehen, wie in den Zeiten der Gefahr die Missionare ihre Gemeinden verlassen und in die geöffneten Häfen flüchten?

Wer kann darauf anders als mit „Nein" antworten? Und wenn Herr von Brandt dann weiter fragt, ob wohl das Christentum heute in Europa die herrschende Religion sein würde, wenn bei den Verfolgungen im römischen Reiche die Hirten ihre Herden verlassen hätten, oder vielmehr durch die Verhältnisse gezwungen gewesen wären, das zu thun, und zu dem Schlusse kommt:

> Wo der Hirt nicht bei seiner Herde bleiben kann, da soll er nicht hingehen, sondern sich auf Plätze und Gegenden beschränken, wo er sicher ist, Gutes und Böses mit den Gliedern seiner Gemeinde teilen zu können —

so erscheint das Alles auf den ersten Blick so selbstverständlich und ist mit einer so apodiktischen Zweifellosigkeit vorgetragen, daß man sich fast wie ein an christlichem Ernst Rückständiger vorkommt, wenn man in sich doch einige Bedenken fühlt, dem ohne Weiteres beizustimmen. Auch Professor Harnack scheint diesem blendenden Eindruck der von Brandtschen These verfallen zu sein, wenn er in seinem Hamburger Vortrage über die Grundsätze der evangelisch-protestantischen Mission den Satz aufgestellt hat (siehe Nr. 40, Sp. 955):

> In Gegenden, wo der europäische Missionar in Zeiten der Verfolgung nicht unter allen Umständen bei seiner Herde bleiben, bezw. sie mit ihm fliehen kann, soll er nicht gehen; ja die direkte Mission wird besser in solchen Landstrichen abgebrochen, als das unerträgliche Beispiel einer Flucht der Hirten zugelassen.

Nun ist das Schlagwort fertig: „das unerträgliche Beispiel einer Flucht der Hirten"! Bald werdens die Spatzen der missionsfeindlichen Presse von allen Dächern pfeifen. Bald wird der feige Missionar, der, während er selbst dem Märtyrertum entflieht, seine Herde in den Krallen der Wölfe läßt, eine ebenso stehende Figur in ihr werden, wie der ohne jeden nennenswerten Erfolg arbeitende Missionar, der draußen in Afrika, Indien und China bei einem hohen Gehalt ein behagliches Leben führt.

Jeder, der nur ein Weniges kennt von evangelischer Missionsgeschichte und evangelischem Missionsbetriebe, weiß, daß der Erstere wie der Letztere Zerrbilder sind, die in Wirklichkeit nicht existieren. Aber was macht das? — man hat ja dafür so gute Gewährsmänner: einen früheren deutschen Gesandten in China und einen hervorragenden Professor der Theologie.

Und doch ist es schon eine Verzerrung der Wahrheit, wenn Herr von Brandt behauptet, die Flucht der Missionare in die geöffneten Häfen werde von diesen und den europäischen Missionsleitungen als etwas ganz Selbstverständliches angesehen und ohne Gewissensbedenken und Qualen geübt. Vergl. Nr. 31, Sp. 723 unten. Wenn er einen Einblick thun wollte in die Briefe evangelischer Missionsarbeiter aus den letzten Wochen, z. B. der in der Provinz Kwangtung arbeitenden Berliner Missionare, dann würde er sehen, wie schwer diese mit dem Entschlusse ringen, von ihrem Arbeitsfeld zu weichen und ihre jungen Christengemeinden den Anfechtungen und Verfolgungen zu überlassen, ohne ihnen stärkend und aufrichtend zur Seite stehen zu können, und wie sie mit schwerem Herzen sich erst nach Canton, dann weiter nach Hongkong zurückziehen, nicht weil sie feige das Märtyrertum scheuen, auch nicht bloß, weil die Konsuln im Gefühl ihrer Verantwortlichkeit sie dazu drängen, sondern weil sie nach reiflichster Ueberlegung zu dem Schlusse kommen, daß es im Interesse der Mission und ihrer Arbeit selbst liegt. — Aber da sagt uns Herr von Brandt: Das ists eben; das System verurteile ich, nicht die einzelnen Personen, das System, das die Missionare in solche qualvolle Lage bringt:

> Der Hirt soll bei seiner Herde bleiben und Gutes und Böses mit ihr teilen; aber damit das geschehen kann, muß er seine Thätigkeit auf Orte beschränken, an denen ihm der erforderliche Schutz dauernd und leicht zu teil werden kann. Warum nicht die fremden Missionsanstalten auf die geöffneten Häfen und ihre nächste Umgebung beschränken und die Evangelisierung des übrigen Reiches Sendboten chinesischer Nationalität überlassen? (Vergl. Chronik der Christl. Welt Nr. 42, Sp. 453.)

Als ob es für die in den Vertragshäfen sitzenden Missionare dann nicht gerade so qualvoll und in den Augen der Herren Missionskritiker nicht ebenso unwürdig sein würde, bei einer ausbrechenden Verfolgung diese ihre Nationalgehilfen auf den gefährlichen Posten im Innern in Lebensgefahr zu wissen und aus sicherer Entfernung zusehen zu müssen, wie sie massakriert werden, ohne ihnen Halt und Trost gewähren zu können. Und haben sich die jetzigen Verfolgungen nicht gerade zuerst gegen die eingeborenen Christen gerichtet? Ist der Volkshaß gegen sie,

*) So z. B. Etienne Lamy: La France du Levant in der Revue des deux Mondes 1898 und 1899.

weil sie sich den verhaßten Fremden angeschlossen haben, nicht mindestens ebenso groß, als gegen die europäischen Missionare selbst? Also bietet die Verwendung von Sendboten chinesischer Nationalität im Innern des Landes auch keine Aushilfe.

Dazu mache man sich doch einmal klar, an wie wenigen Stellen der ganzen Erde überhaupt noch Missionsthätigkeit möglich wäre, wenn nach dem von Herrn von Brandt angepriesenen und von Professor Harnack formulierten Grundsatze verfahren werden sollte? In Britisch-Kaffernland haben die Missionare der Brüdergemeinde und der Berliner Mission sich wiederholt in der Lage gesehen, sich zurückziehen und ihre Bekehrten der Wut der heidnischen Kaffern überlassen zu müssen. Soeben haben sich alle deutschen Missionskreise der Kunde gefreut, daß es dem greisen Missionsveteranen Ramseyer gelungen ist, sich mit der von den aufständischen Aschantee in Kumassee eingeschlossenen englischen Besatzung zu retten, obwohl sie natürlich darüber trauern, daß dort wahrscheinlich die eingeborenen Christen Schweres von ihren heidnischen Landsleuten werden zu erdulden haben. Aber auch die rheinischen Missionare auf Sumatra würden in derselben Lage sein, sich retten zu müssen, falls dort ein Aufstand der Eingeborenen gegen die holländische Regierung ausbräche, was ja schon manchmal gedroht hat. Und doch würde mit einem solchen aller Wahrscheinlichkeit nach eine Verfolgung der eingeborenen Christen seitens der Heiden und Muhammedaner verbunden sein. Ja selbst in Indien liegt Aehnliches doch nicht außer allem Bereiche der Möglichkeit.

Also wie einleuchtend es auf den ersten Blick scheinen mag, daß „das unerträgliche Beispiel einer Flucht der Hirten“ nicht zugelassen werden dürfe, in der Praxis ists doch völlig undurchführbar, daß europäische Missionare nicht in Gegenden gehen sollen, wo sie in Zeiten der Verfolgung nicht unter allen Umständen bei ihren Herden bleiben können. Oder wir müssen auf eine irgendwie ausgedehnte Missionsthätigkeit überhaupt verzichten.

Darum wird es auch in Zukunft ebenso zu halten sein wie bisher, daß die Mission überall eindringt, wo sich offene Thüren finden, und daß die Missionsgesellschaften es dem Takt und dem Gewissen ihrer Arbeiter überlassen, was sie bei ausbrechenden Verfolgungen thun wollen, ob sich retten, oder mit ihren Herden zusammen den Märtyrertod erleiden. Und wir dürfen es schon den Missionaren, auch den vielgeschmähten englischen und amerikanischen, zutrauen, daß sie nach reiflicher Ueberlegung das thun, was nach ihrer intimen Kenntnis der Verhältnisse das für den ferneren Bestand und Erfolg der Mission Ersprießlichere ist, und sich in ihren Entschließungen nicht von der Todesfurcht bestimmen lassen. Denn jeder Missionar, wenigstens der, der nach tropischen oder subtropischen Ländern geht, muß schon im Hinblick auf das Klima täglich auf den Tod gefaßt sein. Wohl aber wird bei ihrem Entschlusse die Erwägung maßgebend sein, ob es nicht ihre Pflicht ist, und für die Wiederaufnahme und den späteren Erfolg der augenblicklich durch die Verfolgung unterbrochenen Missionsthätigkeit wertvoller als ihr Märtyrertod, daß sie sich ihrer Arbeit erhalten. Denn jeder, zumal jeder durch längere Thätigkeit in einem Heidenlande mit der fremden Sprache und den fremden Verhältnissen vertraut gewordene Missionar repräsentiert ein sehr wertvolles Kapital an Arbeitskraft.

Eine Entscheidung von Fall zu Fall und unter Erwägung der besonderen Umstände ist auch das allein Richtige. Der große Heidenapostel Paulus hat ebenso gehandelt. Er, der Lust hatte, abzuscheiden und bei Christo zu sein, hielt es doch für besser, noch am Leben zu bleiben, um noch weiter für die Ausbreitung des Christentums zu wirken. Und er hat danach auch gehandelt. Zwar in Ephesus hat er in der Verfolgung bei der Gemeinde verharrt und erst die Stadt verlassen, als der durch Demetrius veranlaßte Aufstand gedämpft war. Aber in Thessalonich zieht er vor der Erregung des Volkes sich zurück, obwohl seine Freiheit und Flucht nur dadurch möglich wurde, daß sein Gastfreund Jason Kaution stellte und also um des Apostels willen Schaden litt. Und nachher in Jerusalem benutzt er sein römisches Bürgerrecht, um sich dem Märtyrertume zu entziehen und sein Leben nicht sich selbst, sondern seinem Werke zu erhalten, während doch der Gedanke sehr nahe lag, daß es gerade in Jerusalem für ihn gälte, die Wahrheit seines so scharf angefochtenen Evangeliums auch mit dem Tode zu bezeugen. Jedenfalls erhellt aus seinem Verhalten, daß ihm das Gleichnis vom guten Hirten, der sein Leben für die Schafe läßt, nicht als starres Schema für das Thun und Lassen eines Missionars gegolten hat.

Nur in dem Falle würde „die Flucht der Hirten“ als prinzipiell und unter allen Umständen unerträglich auszuschließen sein, wenn den eingeborenen Christen dadurch Aergernis gegeben und ihr junger Glaube, oder doch ihr Vertrauen zu der Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit der Missionare erschüttert würde. Daß das aber jemals oder irgendwo der Fall sein werde, erscheint nach den bisherigen Erfahrungen fast ausgeschlossen, so nahe uns hier in Europa der Gedanke liegt. Gott sei Dank genießen unsre evangelischen Missionare bei ihren Bekehrten, man darf wohl sagen durchweg, solches Vertrauen, daß sie von vornherein überzeugt sind, was der Missionar thut, werde wohlgethan sein, und an seiner Liebe und Treue nicht zweifeln, auch wenn er nicht alle Not und Verfolgung mit ihnen teilt. Auch sind sie meist geistig reif genug, um zu verstehen, daß es nicht niedrige Beweggründe, sondern höhere Gesichtspunkte und zwingende Notwendigkeiten sind, die ihn veranlassen, sich zu retten, und daß der Rückzug der Missionare sie nicht von der Pflicht der Standhaftigkeit entbindet.

Sind etwa die eingeborenen Christen auf Madagaskar dadurch, daß im Jahre 1836 alle europäischen Missionare die Insel verlassen mußten, in ihrem Glauben wankend geworden? Sie haben an ihm so fest und ohne Hirten so treu in allen Verfolgungen Stand gehalten, daß die Missionare bei ihrer Rückkehr im Jahre 1861 viel mehr Christen auf der Insel vorfanden, als bei Beginn der Verfolgungszeit vorhanden gewesen waren. Ist das ein unerfreuliches Schauspiel?

Endlich haben die eingeborenen Christen ihren Missionar fast immer so lieb, daß sie selbst in ihn dringen, sich durch die Flucht zu retten, und lieber ihr eignes Leben als das seine in Gefahr sehen wollen. Die Missionsgeschichte weist genug Beispiele dafür auf, wie die eingeborenen Christen Alles gethan und ihr eignes Leben darangesetzt haben, um die Missionarsfamilien in Sicherheit zu bringen.

Auch ist unter Umständen der Rückzug der Missionare gerade im Interesse der eingeborenen Christen geboten, wie z. B. aus einer Mitteilung hervorgeht, die ich soeben in Nr. 11 der Berichte der Rheinischen Missionsgesellschaft (1900 S. 329) finde. Sie lautet:

Auf einer Karte vom 27. August schreibt Missionar Rieke: „Gestern Abend kam mein Knecht von Kangpui zurück. Gehilfe Koch und zwei Christen bewachen die Station. Sowohl Christen als auch der Gehilfe bitten mich dringend, doch jetzt *nicht* zurückzukehren; die Heiden in den beiden Räubernestern Titkong und Keschek seien sehr aufgeregt und würden Unheil anrichten, wenn ich käme.“

Damit fällt aber auch der letzte Grund hin für die scheinbar so erhabene Losung: „Unter keinen Umständen ist das unerträgliche Beispiel einer Flucht der Hirten zuzulassen.“ Die Praxis korrigiert eben oft die schönste Theorie.

Johannes Thieme

Tonwerke des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts

Um das Wiedererwecken der Tonheroen des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts hat sich die größten Verdienste eine deutsche Verlagsfirma, Breitkopf & Härtel, erworben.

Nachdem die Werke unsrer neueren musikalischen Klassiker in großen Ausgaben veröffentlicht worden waren, trat die Firma der Aufgabe näher, auch das Erbe jener älteren Meister durch Herausgabe ihrer Lebensarbeiten nicht allein vor dem drohenden Untergang zu retten, sondern vor allem zu neuem, klangvollem Leben zu erwecken. Es geschah dies in der Form monumentaler Gesamtausgaben, die unter Beihilfe des gesamten

philologisch-kritischen Apparates unsrer Zeit eine nach den gegebenen Verhältnissen möglichst notengetreue Wiedergabe dieser musikalischen Schätze darbieten. Der Wert solcher Ausgaben, eine gerechte Ehrung der großen Männer vergangener Zeiten — auch Hektor Berlioz träumte von einer „Leipziger Ausgabe“ seiner Werke — darf keinenfalls unterschätzt werden. Es ist von unberechenbarem Wert, endlich einen, von allen Interpretationskünsten Nachlebender befreiten, gewissermaßen „objektiven“ Druck der Kompositionen zu besitzen!

Wenn diese großen Ausgaben, z. B. die von Heinrich Schütz, die gewünschte Verbreitung nicht gefunden haben, so liegen dem verschiedenerlei Ursachen zu Grunde. Einmal sind unsere Musiker, vor allem jene, die der Kirche dienen, gemeiniglich keine „Rothschilds“; die Behauptung aber aufstellen zu wollen, von unseren Organisten und Dirigenten verfüge die größere Zahl über wahrhaft fürstliche Gehälter, dürfte kaum möglich sein. Fügt man dem die weit verbreitete menschliche Schwäche zu, eine möglichst angenehme allgemeine Lebenshaltung dem Sammeln rein geistiger Schätze vorzuziehen, so kann man es auch dem tüchtigsten dieser Künstler nicht sehr verargen, wenn er die nicht geringe Ausgabe scheut, um in den Besitz solcher „Gesamtausgaben“ oder auch nur einzelner Bände einer solchen zu gelangen. Dann aber dürften dem Durchschnitt unsrer praktischen Musiker die Werke eines Schütz, eines Orlando Lasso auch in diesem glänzenden Drucke totgeborene Zeichen sein. Um in lebendiger Weise tönen zu können, müssen sie zurecht gemacht, umgeschrieben werden, vielleicht muß ein verändertes, dem modernen Orchesterkörper angepaßtes, vielleicht gar ein neu zu schaffendes Accompagnement hinzugefügt werden. Alles Schwierigkeiten, die einem Populärwerden dieser schönen Ausgaben entgegenstehen.

Wiederum trat hier die vornehme, alte deutsche Firma in bahnbrechender Weise vor und begann mit einer Veröffentlichung von Bachs Werken „für den praktischen Gebrauch“. In derselben Form folgte eine Auswahl aus dem reichen Schatze Palestrinascher Kunst. Heinrich Schütz' Passionen wurden nicht vergessen und neuerdings erschienen ausgewählte Chorwerke eines Jan Pietrszon Sweelinck.

Der Herausgeber der Gesamtausgabe von Jan Pieterszon Sweelincks Werken, einer der hervorragendsten Kenner niederländischer musikalischer Kunst, Dr. Max Seiffert, ediert diese Auswahl. Seiffert, durch das Rüstzeug eines mit allen Mitteln der Zunft arbeitenden Musikphilologen wohl ausgestattet, verbindet damit den schätzenswerten Vorzug, ein lebendig fühlender, moderner Künstler zu sein. Diese schöne Vereinigung ist den für den praktischen Gebrauch bisher erschienenen beiden Psalmen des niederländischen Meisters wesentlich zu gute gekommen. Nicht allein, daß die Partitur unter Verkürzung der Notenworte in unser modernes System übertragen ist, nein wir finden dynamische und agogische Zeichen, die, als aus der Feder des bedeutendsten Kenners solcher Kunst, für die Dirigenten recht beherzigenswerte Winke hinsichtlich einer stil- und sachgemäßen Aufführung enthalten dürften. Die beiden uns vorliegenden Psalmen, dem Hauptwerke Sweelincks: „Livre 1—4 des Psaumes de David à 4—8 parties“, Amsterdam und Harlem 1604—1623, entnommen, sind vortrefflich gewählt, um uns in die Art des Meisters einzuführen und seine eminente Bedeutung in der Folge der geschichtlichen Entwicklung musikalischer Kunst zu zeigen.

Die altniederländische Satzkunst ist im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert die Blüte des musikalischen Geistes in Europa. Mit der Wende des sechszehnten Jahrhunderts — es ist die Zeit des Humanismus, der Renaissance — tritt im Musikschaffen ein gewaltiger Umschwung ein. Die ältere kontrapunktische Schule ist aus der objektiven Empfindungsweise des Mittelalters hervorgegangen, jetzt äußerte sich eine starke Betonung des subjektiven Elementes. Jenes Land, das wohl den Begriff Renaissance-Kultur in relativ reichster Entfaltung zu Tage förderte, übernahm die Führung, um auch auf musikalischem Gebiete einen adäquaten Ausdruck für den neuen Geist zu finden. Hier sehen wir die erste hoffnungsvolle Blüte der dramatischen Formen (Oper und Oratorium), die mit ihren so „persönlichen“ Momenten zur Bildung der Arie, des Duettes führten. Mit dieser Betonung des dramatischen Elementes kam endlich, ganz im Gegensatz zur mittelalterlichen Musik, die Dichtung zu ihrem Recht. Ein Faktor, der auch auf anderem Gebiete Einfluß gewann und die konzertierenden, tonbildlich-malenden Formen der Motette, des Madrigales schuf. Fantasie und Toccata finden wir als instrumentale Gebilde. Die beiden Gabrieli, Adrian Villaert sind die Führer dieser fortschrittlichen musikalischen Richtungen. Aus allen Himmelsgegenden strömten Schüler herbei.

Von diesen wurden die neuen Ideen der venetianischen Schule auf den Boden heimatlicher Kunst übertragen. Neues Leben sprießte überall hervor! Auch Sweelinck war Jünger der neuen Meister. Von ihnen lernte er die Tendenz des künstlerischen Fortschrittes. Ueberall, sei es instrumental, sei es vokal, finden wir ihn als Förderer nordischer Kunst. Als Orgelmeister schuf er die Echo-Fantasie, die Figuren-, die Fugen-Toccata. Daneben behielt er die von der englischen Virginal-Musik übernommene Form der Liedvariation bei. Freilich müssen wir, um seine Bedeutung recht zu würdigen, viele seiner Orgelkompositionen von rein historischem Standpunkte aus betrachten. Gerade hier hat sich Sweelincks Kunst als menschlich, als vergänglich gezeigt. Seine Zeitgenossen rühmten den „Organistenmacher“, für uns liegt seine größere Bedeutung auf dem Gebiete der Chormusik, und dort schuf er das Gewaltigste in den Psalmkompositionen. Wie Max Seiffert in der Vorrede zum ersten Bande der „Werke“ treffend sagt: „Als Schöpfer der Psalmen hat er zweifellos die Kraft eines Genies glänzend entfaltet.“

Die Kirche Calvins besitzt den Psalter in einer von Clemens Marot und Theodor von Beza versifizierten Form. Die Melodien zu diesen Umdichtungen wurden größtenteils dem Volksschatze entnommen. Unter Beibehaltung des Cantus firmus hat Sweelinck diesen ganzen Psalter in den mannigfachsten Formen komponiert. Dabei fehlt natürlich auch nicht die Bearbeitung der Choralmelodie in ihren ursprünglichen langen Noten. Wir finden aber auch Stücke, in denen die Choralzeilen frei motivisch um- und ausgedeutet werden, der ganze Psalm in Motetten-Form dargeboten ist. Im Kleinen ist dies die Anlage der Bachschen Choralcantaten! Der Weg von Einem zum Andern läßt sich in aller Klarheit geschichtlich darlegen. Gerade in dieser Form hat Sweelinck seine schönsten Sachen geschrieben. Die vorliegenden Chorsätze, der 72. und 136. Psalm, sind Beweis dafür. Durch eine thematische wie deklamatorische Belebung der einzelnen Melodieabschnitte bringt der Komponist eine fast bildhafte Deutlichkeit in die starren Intervall-Schritte des zu Grunde liegenden Chorales! Daneben aber welch eine Stärke der Stimmung in beiden Kompositionen! Die innige Gebetswärme des einen, die jubelnde Freude des anderen Psalmes, wie menschlich groß zeigt sie den Genius des Meisters! Sweelinck spricht hier eine Sprache, die die Jahrhunderte überdauert, wie damals, so jetzt noch die Herzen rührt, wie in vergangenen Tagen auch heute noch die Gemüter in das Empfindungsleben seines Geistes zwingt!

Ich möchte diese Chorwerke den Dirigenten unsrer leistungsfähigen Kirchenchöre angelegentlichst zur Aufführung anempfehlen! Nach musikalischer Seite hin dürfte beim Einstudieren dieser Psalmen für den leitenden Musiker des Lernens kein Ende sein. Auf Sänger wie Zuhörer müssen die packenden Schönheiten in Sweelincks Kunst, die kraftvolle Sprache seines religiösen Innenlebens von begeisternder Wirkung sein!

Die Veröffentlichung der Chorwerke in einer billigen praktischen Handausgabe ist ein nicht genug zu dankendes Verdienst des Herausgebers! — Ein Dank, der in gleichem Maße dem Leiter des Riedel-Vereins zu Leipzig, Herrn Dr. Georg Göhler, zukommt. Dieser geistvolle Musiker hat es verstanden, die Namen zweier gänzlich verschollener Meister des Sachsenlandes durch Neudruck ihrer Werke in kurzer Zeit zu neuen Ehren, erneutem Ansehen zu bringen.

Der Eine, Cornelius Freundt, war in den Jahren 1565 bis 1591 als Kantor an St. Marien zu Zwickau thätig; der

Andere ist sein Amtsvorgänger David Köler. Von Ersterem veröffentlichte Georg Göhler das „Weihnachtsliederbuch“. Eine Folge von 28 Weihnachtsgesängen „voll von echtester Christbaumfreude“. — Von dem zweiten Meister wurde uns durch Göhler ein „Psalm 3“ wiedergeschenkt. Der Psalm bildet die erste Nummer einer neuen Sammlung: „Geistliche Musik, aufgeführt vom Riedel-Verein zu Leipzig“ (Verlag Breitkopf & Härtel).

Nach einer Vorbemerkung des Herausgebers ist David Köler in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts zu Zwickau in Sachsen geboren, erhielt seine erste Anstellung in Altenburg, wurde von dort im Jahre 1563 als Kapellmeister nach Güstrow berufen. Der Rat seiner Vaterstadt übergab ihm dann das Kantorat an St. Marien zu Zwickau. Er starb im Juli 1565, nachdem er das Amt nur einige Monate inne gehabt hatte.

Von seinen Werken sind nur wenige erhalten. Der Psalm stammt aus einer dem Rate der Stadt Zwickau gewidmeten Sammlung, die den Titel trägt:

„Zehen Psalmen Davids / des Propheten, mit vier, fünff und sechs Stimmen gesetzt, durch David Köler / von Zwickau —/ Gedruckt zu Leipzig durch Wolff —/ gang um Günther. Anno / M.D.LM.“

Um den Wert der Komposition ins rechte Licht zu setzen, kann ich nichts Besseres thun, als die Worte der Vorrede zur Neuausgabe an dieser Stelle wiederholen:

> Der 3. Psalm, der hiermit der Musikpraxis unsrer Tage dargeboten wird, darf als eines der vollendetsten Stücke kontrapunktischer Kunst und genialer Textinterpretation gelten, die wir überhaupt besitzen. Die Realistik der musikalischen Zeichnung ist ebenso verblüffend, wie die ganz moderne Auffassung und Darstellung der einzelnen Partien des Textes. Der Psalm ist nicht nur für Chöre, sondern für jeden Musiker ein Studienobjekt, an dem viel mehr zu lernen ist, als man für möglich hält!

Auch auf dieses Werk seien die Dirigenten nachdrücklichst hingewiesen. Schon einmal erwachte die wundervolle Komposition zu neuem Leben. Georg Göhler führte sie mit seinem Riedel-Verein im Juni 1899 zum ersten Male auf. Der Eindruck soll wahrhaft ergreifend gewesen sein! Hoffen wir, daß diese erste nicht auch die letzte Wiedergabe sei.

Dann aber möchte ich diese Hefte in den Händen unsrer musikalischen Dilettanten wissen, vor allem im Besitz jener Laien, die der Musica sacra verständnisvoll gegenüberstehen.

Sweelinck wie Köler waren gewaltige „Neuerer“; sie beherrschten die gesamten Kunstmittel ihrer Zeit und benutzten diese, woher sie auch kommen mochten, um den treffendsten künstlerischen Ausdruck für ihr religiöses Bewußtsein zu finden. Wollen auch wir eine lebendige kirchliche Kunst besitzen, so ist vor allem das gesamte Gebiet der modernen Musik dem Zwecke dienstbar zu machen. Wir dürfen in den musikalischen Ausdrucksmitteln nicht kirchlich und unkirchlich unterscheiden. Ein solches Urteil dürfte zunächst stets durchaus subjektiv sein; wollten wir aber dogmatisieren, so könnte das Resultat ein ähnlich elend Ding werden, wie die Messen der Cäcilianer innerhalb der römischen Kirche. Die über den Kunstmitteln stehende Persönlichkeit des Schaffenden giebt dem Werke den kirchlichen oder unkirchlichen Charakter! Wie überall, so werden wir auch auf dem Gebiete der evangelischen Kirchenmusik nur dann eine große Kunst wiedergewinnen, wenn dieselbe künstlerisch wie religiös aus modernem Empfinden hervorgegangen ist!

Karl Straube (Wesel)

Eine neue Schillerbiographie

Viele Zeichen der Zeit deuten darauf hin, daß der Kampf zwischen alten und neuen Ansichten, bisher mehr verborgen geführt in der Stille der Studierstuben oder in der Verschwiegenheit der Fachzeitschriften, auf dem breiten Forum der Oeffentlichkeit zu entscheidendem Austrag gebracht werden soll. Unsre geistige Kultur erscheint bedroht in ihrer Innerlichkeit durch einen kalten Nützlichkeits- und Wirklichkeitssinn. Wissenschaft und Kunst sinken im Kurs und sehen ihrer Selbständigkeit Ende herannahen. Die Schule kämpft darum, ob sie sich nach eigenen innern Gesetzen regieren soll, oder ob sie in eine dienende Stellung herabsinken muß. So prägt sich überall der Charakter einer Uebergangszeit aus.

In diesem hitzigen Streit, in dem es sich um wichtige Kulturfragen, um einen tiefgehenden Gegensatz der Ansichten handelt — treten die geistigen Physiognomien deutlicher hervor, die Geister scheiden sich: hier die Starken und da die Schwachen. Zöllner auf der einen Seite und auf der andern Pharisäer, pädagogisch strenges, wenig hoffendes Alter, und wiederum feurige, vorwärts stürmende Jugend. Auf der Rechten die Satten, die gerne die gegebenen Verhältnisse mit einer Glorie umgeben möchten, und auf der Linken die Hungernden, in denen ungestillte Bedürfnisse nach Befriedigung schreien. Auf der einen Seite die Macht der Herdeninstinkte, auf der andern das Individuum, das sein Eigenpersönliches aus dem erdrückenden Zwang der Verhältnisse zu retten sucht. Zwei getrennte Kriegslager einander gegenüber. Dort erschallt der Schlachtruf: Nicht aus der wahren Freiheit herausgeboren ist euer tumultuarisches Rasen, euer rebellisches Toben, zuchtlos will eure Begierde schweifen ohne Gebot und Gesetz, nicht leuchtendes, nachtbesiegendes Licht gießt ihr aus über eine aufatmende Welt, wie fressende Flammen fällt es herab aus düsterroter Fackel des Aufruhrs. Und von hier hallt es zurück: Was versteht ihr von der Hochflut unserer Gefühle, von der zwingenden Gewalt unserer Bedürfnisse, von dem unwiderstehlichen Drang innerer Nötigungen; zu geistigem Selbstmord wollt ihr uns treiben; Heuchler seid ihr und Schänder des Heiligtums; in den Staub gezogen habt ihr die Ideale; innere Angst zittert aus euren Worten, man könnte euch die fromme Larve abreißen, hinter der denn so gar Nichts zu entdecken ist von der heiligen Empörung, dem echten Mitleid reiner Herzen —; wir kennen den wahren Grund eurer Entrüstung: weil ihr arm seid an Geist und Stiefkinder der Natur, darum könnt und wollt ihr uns nicht verstehn; oder: im Grunde ist es euch nur darum zu thun, Andre von der Lebenstafel hinwegzustoßen.

In dem tobenden Kampf der Parteien bleibt die Wahrheit verdunkelt. Wer verträgt es denn, nach hohen Maßstäben gemessen zu werden! Aber mehr von dem Glanze der Wahrheit liegt auf der Seite der Opposition, auf der wir die Gelehrten und Künstler finden. Hier ist allerdings Toleranz im höchsten Maße geboten, und es ist besser Irrtümer zu dulden, als um jeden Preis Ruhe, Ruhe des Friedhofs, und den Lichtscheuen zu Liebe Dunkelheit um sich zu breiten. Es handelt sich um die Freiheit der Kunst und der wissenschaftlichen Forschung, und es thut herzerquickend wohl in einer Zeit, wo das köstliche Gut einer Geist und Herz umfassenden Bildung zum Aschenbrödel zu werden droht, einmal wieder hellstimmige Rufer im Streit und das Brausen einer gewaltigen Heeresfolge zu vernehmen. Und damit bricht dann wieder eine andre Erkenntnis siegreich hindurch, daß die Kunst mehr ist als ein schöner Schein oder ein Vergnügen oder ein Genuß, nicht ein bethörender oft gefährlicher Zaubertrank, daß sie im innigsten Bunde steht mit den sittlichen Mächten des Lebens, und daß diese lästert, wer banausisch die Kunst anzutasten wagt. Denn nicht dazu ist der Künstler da, das Dasein spielerisch mit bunten Reizen auszuschmücken, nein er hat die höhere Mission uns über den engen Gesichtskreis, über Schranken und Rücksichten unserer Umgebung hinauszutragen, mit unerbittlichem Ernst die Hüllen wegzuziehen, hinter denen die Abgründe des Lebens verborgen liegen.

So hat Schiller seine Aufgabe aufgefaßt und erfüllt:

> Die aus der beginnenden Einsicht in den Gang der Dinge dieser Welt fließende Herzensempörung hat die Räuber großgezogen; sie sind, auf ihren letzten Ursprung betrachtet, das Produkt des ersten Stoßes der Wirklichkeit auf ein absolut wahr, unschuldig und ideal angelegtes Gemüt, der glühende Ausdruck des edelsten Zornes und einer mit Widerwillen aus der Reinheit ihres Bewußtseins aufgeschreckten Seele! . . .
>
> Die Räuber, Fiesco, Kabale und Liebe, Don Carlos sind Schöpfungen, welche nicht allein unter dem Gesichtspunkt des Aesthetischen betrachtet werden dürfen. Sie sind zugleich sozialpolitische Thaten, geschichtliche Großthaten, nach ihren Keimen, ihrem Erscheinen

und ihren Wirkungen der allgemeinen Kulturgeschichte zugehörig wie irgend ein Staatsakt vom ersten Range. . . .

Das, was der gemeinen Vorstellung als öffentliche That und Aktion erscheint, ist überhaupt zumeist das Sekundäre. Die Ideen sind die sicheren, originalen, bestimmenden Thaten der Menschheit, sind die eigentlichen Faktoren der Geschichte. . . .

In unzähligen Gemütern haben diese Dichtungen das Verlangen nach einer freieren und menschenwürdigeren Gestaltung des Lebens erweckt, und dieser mächtige kulturelle Einfluß sichert ihnen neben ihrem ästhetischen Wert die Akklamation und den Dank der Nachwelt.

Das sind keine in der Luft schwebenden Behauptungen, keine großen Worte von zweifelhaftem Wert, das sind Urteile, wie sie aus genauer Kenntnis der historischen Thatsachen, aus einer unbefangenen Betrachtung der geschichtlichen Wirklichkeit sich mit Notwendigkeit ergeben. Diese Urteile entstammen der großen und bedeutenden Schillerbiographie von Richard Weltrich, einem Buch, das mehr bringt als Belehrung und Aufhellung: Enthusiasmus. Mit tiefgründiger Gelehrsamkeit hat der Verfasser aus den besten, zum Teil neuentdeckten Quellen geschöpft. Sein Werk ist nicht ein liebenswürdiges, begeistertes, aber unkritisches Buch wie das Hausbuch von Palleske; es erfüllt alle Forderungen strenger Wissenschaft. Und doch kann es auf einen weiten Kreis wirken. Es ist kein geistreichelnder Schöngeist mit neuen blendenden Hypothesen, kein Bücherwurm mit bestaubter Seele, von dem wir diese Gabe haben. Eine wohlthuende Kraft, Frische und Gesundheit, durchklungen von einem männlichen, ethischen Pathos geht von dem Buche aus.

Um so lieber wird man sich an ihm über das Verhältnis von Kunst und Sittlichkeit orientieren. Weltrichs Urteil läßt sich in dieser Beziehung eher eine gewisse Herbe und Sprödigkeit nachrühmen als das Bestreben, alle Verirrungen des Genies, auch solche, die aus sinnlicher Leidenschaft oder aus leichtsinniger Schwäche entspringen, verstehn und damit entschuldigen zu wollen. Wir erinnern uns daran, daß der Verfasser dem Erzieherberuf sein Leben gewidmet hat. Dabei geht Weltrich doch auch grade auf solche Probleme und Fragestellungen, wie sie durch die moderne Erkenntnis in den Vordergrund geschoben sind, mit ganz besonderer Eindringlichkeit, mit klarem und gesundem Urteil ein. Höchst interessant sind die schönen Ausführungen über das Verhältnis des Genies zu seiner Umgebung S. 99 ff., S. 38 ff. Jener kritische Wendepunkt, wie er sich in dem Leben fast jeden Genies findet, wo das Alte zerbrochen wird, wo es sich durchringt durch den erstickenden Zwang der Verhältnisse, wo es größer wird durch Schuld und von seinem Sonderrecht Gebrauch macht: im Leben Schillers stellt er sich uns dar in dem rätselvollen Problem seiner Flucht, die gleichzeitig eine Loslösung ist aus Pflichten, die ihn an das Vaterhaus wie an den Herzog banden. Wer Weltrichs sittliches Urteil kennen lernen will, lese vor allem, wie der Verfasser sich zu diesem fundamentalen Problem, von dem aus ein Nietzsche die ganze moralische Welt aus den Angeln heben will, abfindet, der lese, was Weltrich sagt über die moralische Berechtigung der Flucht. S. 661 ff.

Ein weiterer Vorzug dieser neuen Biographie ist, daß Weltrich als Heimatgenosse Schillers die örtlichen Verhältnisse genau kennt, und daß er es wie nur Einer versteht, Landschaftsbilder von packender Frische und bezaubernder Anschaulichkeit zu entwerfen und darüber den Duft echter Stimmung auszugießen.

Der etwa 900 Seiten umfassende erste Band, geschmückt mit dem Bildnis der majestätischen Schillerbüste von Dannecker, reicht nur bis zur Flucht des Dichters. In der Vorrede setzt Weltrich sich mit seinen Vorgängern aus einander. Nach ganz unzuverlässigen Darstellungen trat erst Hoffmeister 1838 mit einer Arbeit hervor, die noch heute mit Achtung genannt werden muß. Caroline von Wolzogens Buch wird ein Werk warmer und feiner Empfindung genannt, das aber „die strenge Wahrheit zuweilen der schöneren Färbung unterordnet.“ Düntzer kommt wie gewöhnlich bei litterarischer Kritikern ziemlich schlecht weg. Erst durch Goedekes kritische Ausgabe, durch die Veröffentlichung der Briefe, durch einzelne ausgezeichnete Monographien wurden die Voraussetzungen für eine große Schillerbiographie geschaffen. Und während bislang die Goethomanen Schiller nicht zu Ehren kommen ließen, hat gerade neuerdings ein frischer Geist auch in der Schillerforschung sich geregt. Aus der Schaar der Jüngstdeutschen schenkte uns Otto Brahm, der bekehrte Schillerhasser, seine knappgefügte Schillerbiographie mit ihrer Fülle von Gesichtspunkten und Anregungen. Gleichzeitig mit dem Wiener Professor Minor geht nun Weltrich, der der herrschenden litterarhistorischen Schule nicht zuzugehören sich bewußt ist — er nennt als seinen Lehrer Friedrich Theodor Fischer — daran, die gesamte Ueberlieferung von Schiller einer Revision zu unterziehen. Das ist die unerläßliche Vorbedingung für eine Arbeit von wirklichem Wert.

Aber das Größte bleibt dann noch: „eine Individualität, welche eine Welt von Geist bedeutet, nachzuschaffen und in eben diese Welt zugleich mit aller Erkenntnis unsrer Zeit einzudringen.“ Letzteres ist uns in der That die Hauptsache, Krone und Stern aller litterarischen Forschung. Wie nur ein religiös gestimmtes Ingenium die Bibel in ihrem Tiefgehalt nachempfinden und auslegen kann, so muß es auch der Dichter verlangen, daß man in seine Lande geht, um ihn zu verstehn. Und wo diese Forderung erfüllt wird, da sehn wir wohl über Formlosigkeiten in der Komposition hinweg. Wir verlangen von dem Biographen, daß er ein bestimmtes Bild des Dichters vor uns erstehen läßt, nach irgend einer Seite schärfer ausgeprägt als eine verschwommene Allgemeinvorstellung. Als ein in allen Umrissen unumstößlich und fest umschriebenes Ganzes freilich läßt sich eine Persönlichkeit wegen ihrer Unendlichkeit nicht darstellen. Zu einiger Sicherheit über sie führt nur eine historische Betrachtung der Lebensumstände, und darum tragen alle noch so unnütz und wertlos erscheinenden Einzelheiten zu einem tieferen und richtigeren Verständnis des Ganzen bei.

Ganz bestimmte Empfindungen werden in uns wach, wenn wir den Namen Schiller aussprechen. Von der Schule her, oder wo sonst Schiller wohl gelitten ist, lernen wir ihn leicht zu abstrakt auffassen, als ‚blutlosen Sittenherold‘, als phantasievollen Verkündiger liberalbürgerlicher Ideen. Wir lernen zumeist einen gemäßigten, temperierten Schiller kennen, oder einen phantastischen Träumer, verstiegen in nebelvolle Fernen. Erich Schmidt bringt letzterer Beziehung eine Abkühlung, wenn er warnt „diesem planvollen, so kalt und sicher arbeitenden Dramatiker immer wie einem gen Himmel fahrenden Propheten nachzustarren.“ Dieses Urteil scheint uns aber doch nach der andern Seite übertrieben zu sein. Die Macht der Ideen, uns mag sie einige begeisterte Stunden schenken, bei ihm erscheint sie als die ununterbrochen ertönende, erhabene Grundmelodie des ganzen Lebens. Nur selten gelingt es uns, in einem Moment der Sammlung und Andacht unser innerstes Selbst zu finden, rein zur Darstellung zu bringen und von allen irdischen Schlacken zu läutern. Aber was bei uns nur eine vorübergehende Stimmung ist, bei Schiller ist es wie ein unversieglicher Strom, wie ein heiliges Wehen, unter dem seine Brust in Begeisterung erschauert, wie ein Sturm aus göttlichen überirdischen Regionen, der ihn mit starken Schwingen dahinträgt über Not, Armut und Siechtum und ihm vergönnt wie ein Heros dahinzuschreiten durch eine Welt des Gemeinen und Niedrigen, unberührt und unentweiht. In dem Grade der Kraft und der Einheit der Willensrichtung unterscheidet sich das Genie von den andern Sterblichen. So erscheint es uns vor den Büsten, die wir von Schiller besitzen: sie sind in der That eines Fürsten würdig, soviel Hoheit und unnahbare Würde geht von dem Antlitz dieses Volkslieblings aus. Uebermächtig giebt sich das Genie in diesem grandiosen Haupte kund. Da lesen wir Stolz und Adel der Seele; und was sich da lagert um die Mundwinkel herum, dieses Herbe, Schwere, Düst^re, das verrät uns eine Leidensgeschichte, ein Ringen, Haß, Verachtung, Ekel! Da geht es uns auf, daß Schiller ein tragischer Dichter größten Stils war, begabt mit zermalmendem Prophetenzorn und einer grausamen Unerbittlichkeit. Wer in dem Wahne lebt, daß dieser Mann, wo es sich um Darstellung von Menschengeschicken und Schicksalwalten handelt, von optimistischen Illusionen befangen war, der stelle sich unter den furchtbaren Bann dieses Blickes, aus dem es herausleuchtet wie ein verzehrendes Feuer. In diesem Menschen wohnte eine elementare Naturkraft.

So kann das Werk des bildenden Künstlers falsche Auffassungen zerstören. Viel mehr noch wird es die litterarische Forschung vermögen. Weltrich wird uns ein Bild des Dichters in den späteren Bänden geben; was er uns bis jetzt beschreibt, ist die Entwickelungsperiode. Es sei nachdrücklich hervorgehoben gerade für Leser dieses Blattes, daß uns in keiner andern Biographie die Bedeutung des ethischen Moments mit solcher Kraft betont erscheint.

Nichts ist interessanter als den Werdegang des Genies zu verfolgen, zu der Erkenntnis vorzudringen, wie das, was vorher viele Stimmen matt und eindruckslos ausgesprochen haben, nun mit Prophetenkraft von den Lippen eines machtvollen Individuums ausgeht und wie auferweckender Donner über die Welt dahinrollt. Denn einer göttlichen Offenbarung gleicht die That des Genies, die eine Kraft auslöst, fähig, den scheinbar unüberwindlichen Druck der Verhältnisse, den Bann jahrhundertalter Traditionen in einem Augenblick auseinanderzusprengen.

Weltrich verweilt, modernen Vorbildern folgend, mit besonderer Ausführlichkeit und Eindringlichkeit bei den Anfängen und Ursprüngen. Aber was auch der Dichter von Elternhaus, Volkscharakter, Heimat an Vorbedingungen für sein Werden mitbekommen hat, niemals läßt sich eine solche Persönlichkeit ganz aus dem Milieu heraus erklären. Mag es wahr sein, daß vom Mutterboden her die Persönlichkeit eines Menschen ihre Grundschicht bekommt; was besagt es weiter für die Erklärung der Genialität, daß Schillers Vater mit kraftvoller Energie sich emporarbeitete, daß seine Mutter einen Zug sanfter Religiosität zeigte! Mit Spannung verfolgen wir weiter: was haben die Verhältnisse gethan, was die Erziehung, um jenen Erdensohn auf die Höhe unsterblichen Ruhmes zu tragen. Wie verhält sich die Entwicklung des Innenlebens zur Gestaltung der äußeren Verhältnisse, wie beeinflussen sich beide. Wichtig sind die Eindrücke der Jugend. Religiöse Andachten, von der Mutter geübt, haben schon frühe den empfindlichen Sinn des Knaben tief beeinflußt. Das Aufwachsen in lieblichen Orten, im Frieden der Natur mußten Gemüt und Phantasie wecken und beleben. Schiller ward „das unsägliche Gut, den Traum der Kindheit rein und friedlich zu träumen.“

Anders wurde es schon auf der Lateinschule zu Ludwigsburg. Hier sollen Stunden melancholischer Stimmung über ihn gekommen sein. Die strenge Zucht und auf der andern Seite ein zügelloser Luxus der Hofhaltung erregten die ersten Widersprüche. Schiller ist bereit, in eins der niederen Klöster einzutreten, um sich auf das Studium der Theologie vorzubereiten, da beruft ihn Herzog Karl 1772 auf seine Militärpflanzschule.

Dort lebte — wie Weltrich ausdrücklich feststellt — von jetzt an der weiche, träumerische Knabe getrennt von seinen Eltern. Alsbald regt sich der poetische Genius, und zwar hat er hauptsächlich in religiösen Stoffen nach Gestaltung gerungen. Weltrich macht mit Recht darauf aufmerksam, daß poetische Begabung nicht mit sprachlicher Fertigkeit, mit Formtalent eins sei; Hauptsache vielmehr ist Reproduktion der Außenwelt durch die Innenwelt. „Auch das kleinste Gedicht, sofern es den Eindruck der Wahrheit machen soll, ist nicht zu produzieren ohne einen geheimen, allgemeinen, großen Hintergrund seelischen Bewußtseins.“ Der Dichter, bei dem das Erste eine ungewöhnliche Macht und Fülle des Innenlebens ist, war also bereits vorhanden. Es handelte sich nur darum, ob jener Keim zu immer stärkerer Entfaltung kommen sollte, ob aus dem Dichter ein großer Dichter sich entwickeln würde. Es bedurfte dazu, daß die von außen kommenden Einwirkungen stärker und bedeutender wurden, daß ihre innere Verarbeitung reicher, vollkommener, tiefer würde. Wir können sagen, daß die Verhältnisse in diesem Sinne günstig gewirkt haben. Die Kraft ward hier durch äußeren Druck nicht gebrochen und verkümmert, sondern gestählt. Die Vorwürfe, die gegen die Karlsschule erhoben werden, werden von Weltrich wesentlich herabgemildert. An keiner andern Schule konnten Schiller so viele geistige Anregungen zufließen. Es war mehr der innere Widerspruch gegen den Charakter der Massenerziehung, der das seelische Leben bei Schiller verletzte, als bestimmte äußere Ereignisse. Mitgebracht hatte Schiller einen Hang zu innerem Sichausleben, zu geistiger Unabhängigkeit, eine tief und lebhaft empfindende Psyche; es kommen hinzu die Lektüre Rousseaus, Plutarchs, enthusiastische Freundschaften und als Gegenstoß gegen ein überquellendes Gefühlsleben medizinische Erfahrungen und Studien, endlich ein stetiges Wachsen der inneren Kraft. Da ist es nicht nötig, besondre äußere Anlässe als Erklärungsgründe für sein erstes Drama heranzuziehen. Ein an sich gleichgiltiger Stoff ward zum Gefäß für das leidenschaftliche Bekenntnis eines Genies, die überherrliche Offenbarung eines wunderbar reichen Innenlebens. Die Räuber erschütterten die Welt, das Genie trat ans Licht. Das aber gab diesem hinreißenden Zaubergesang eines prophetischen Genies den großen gewaltigen Ton, daß die tiefsten Schmerzen der Menschheit, das Seufzen und Sehnen der erlösungsbedürftigen Kreatur in leuchtender Schönheit, in unvergänglicher Kraft hier zum Ausbruch gekommen sind. Das Größte und Unsterbliche an dieser That ist ihre Sittlichkeit. Das subjektiv-leidenschaftliche ethische Pathos war der stärkste Trieb, der den Dichter zur Aeußerung unwiderstehlich drängte, und es war auch die tiefste Ursache des übergewaltigen Erfolges. So wird es immer sein. Ein unwiderstehliches Zeugnis dafür, daß die Kunst ihren Adel, ihre Weihe, ihre Kraft schöpft aus dem tiefsten Grund des Lebens, daß der echte Dichter wie ein Prophet auf der Höhe seiner Zeit steht, und daß es wie die Gewissensstimme der Menschheit mahnend und anklagend, erhebend und zermalmend, heraustönt aus seinen unvergänglichen Gesängen.

Otto Nieten

Segen des Gebetes

Aus dem Holländischen

Am 5. Juli waren siebzehn Jahre verflossen seit dem Untergange des niederländischen Spornpanzerschiffs Natter in der Nordsee. Des Unglückstages ward in der Hafenstadt Helder wie gebräuchlich gedacht.

Apostelgeschichte 16, 25:
„Um Mitternacht aber beteten Paulus und Silas (als Gefangene zu Philippi in den Stock gelegt) und lobten Gott.“

Amsterdamer Neueste Nachrichten (Nieuws van den Dag) vom 8. Juli 1899.

Nicht ohne Bangigkeit dachte ich daran, daß ich sie besuchen müsse, und doch zog mein Herz mich zu ihr, der armen Mutter, die nun die traurige Gewißheit hat, daß ihr Junge sein Grab in den Wellen gefunden. Ihr Junge, so nannte sie ihn noch immer in der Einfalt ihrer mütterlichen Zärtlichkeit, obwohl sein Rang an Bord Fremde bewog, mit Ehrerbietung von ihm zu sprechen. Ach, Mütter können so ganz einzig unehrerbietig sein.

Ich zauderte, machte mir noch dies und das zu schaffen, aber endlich mußte es doch sein. Was sollte ich ihr nun sagen, um sie zu trösten, sie aufzurichten? War es doch so unbeschreiblich traurig. Wie sie ihren großen Schmerz wohl tragen würde, den Verlust ihres Jungen, ihres Aeltesten, seit vielen Jahren auch Einzigen. Vielleicht, so hoffte mein Herz im Stillen, werde sie Niemand empfangen. Denn das Bibelwort, das Wort des Lebens, das wie ein Lichtstrahl vom Himmel in das tiefe Dunkel ihrer Seele fallen könnte, — ich konnte es nicht finden.

Aber ich ging zu ihr, und sie empfing mich. Auch verschloß sie sich nicht in ihrem Schmerze meinem teilnehmenden Herzen. Und allmählich, durch Schluchzen zuweilen unterbrochen, begann sie zu erzählen — — — — — —

Das Herz meines Jungen ist für mich stets ein aufgeschlagenes Buch gewesen; ich glaube, Nichts stand darin, was er mich nicht lesen ließ. — — — — — — Wenn ich an den entsetzlichen Augenblick denke, da er erkannte, daß keine Rettung mehr war, dann vernehme ich den letzten Gruß, den er den flüchtigen Wolken und den Vögeln des Himmels mitgegeben für Alle, die er lieb hatte, vor allem für seine Mutter. — — — — Und ich weiß, auch wenn er in dem dunklen

Augenblick die Hände nicht faltete, sein Herz hat dennoch gebetet, wenn auch nicht mit Worten, dann doch in Seufzern flehend. So ist es meinem Gemüte ein rechter Trost, glauben zu dürfen, daß seine letzten Gedanken bei seiner Mutter und bei seinem Gott geweilt haben. —

Wer hätte die heilige Stille bei dieser zutraulichen, zärtlichen Herzensergießung auch nur durch ein Wort stören mögen, wer mit der Frage, woher sie denn das so sicher wisse, die Zuversicht dieses Mutterherzens, so reich an Trost, untergraben wollen? Doch als ob sie die unausgesprochene Frage von meinen Augen gelesen hätte, fuhr sie erzählend fort: Am Vorabend seiner ersten Fahrt nach Indien, er hatte eben seine Schuljahre als Seekadett mit Auszeichnung vollendet, klopfte ich an seiner Schlafkammerthür und trat hinein. Was hast du, Mütterchen? fragte er so heiter, wie möglich, aber seine zitternde Stimme verriet mir doch, wie bewegt sein Herz war. Ach, antwortete ich, Mut fassend, ich komme ja, dich nur noch einmal zuzudecken, wie damals, als du noch ein Kind warst. Und dann haben wir noch einmal so recht vertraut geplaudert: über sein Benehmen gegen Höhergestellte und Untergebene, über seine Kameraden, denen ich in den Ferien gar deutlich angemerkt hatte, wieviel sie von ihm hielten. Endlich fragte ich: Betest du wohl noch einmal zu Abend, wenn du schlafen gehst? „Das hab ich keinen Abend unterlassen, Mutter", war die Antwort, die er mir gab. Wie oft mußte ich daran denken, wenn ich ihn mir umherirrend und von Gefahren umgeben vorstellte. Und nun denke ich auch, er wird in die dunkle Todesnacht nicht eingegangen sein ohne ein stummes Gebet — — — —

Der Gang zu der Hartgeprüften war mir schwer geworden; schwerer wurde mir jetzt, sie zu verlassen. Wie mir beim Weggehen zu Mut war, kann ich garnicht sagen. Wie klein und beschämt fühlte ich mich jetzt, der ich um ein Wort des Trostes in Verlegenheit und Unruhe gewesen war, aber auch wie starkherzig zugleich nach einem solchen Blick in die herrliche väterliche Führung Gottes. Ueber dem Heimgehen kamen mir Paulus und Silas in den Sinn, wie sie um Mitternacht als Gefangene beteten; und ich sagte mir: der Herr kennt die Seinen. Tiefer denn je empfand ich, wie wahr das Wort des Psalmisten ist: wie eine Mutter tröstet, also tröstet der Herr! Zu dem gestirnten Himmel voll stiller Majestät hob ich meine Augen auf, und viel mehr als an die harten Schicksale dieses Lebens, mußte ich an das Hochgefühl reiner Seelen denken, und welch eine Macht, welch ein Segen es ist, beten wollen und können!

De Zondagsbode, doopsgezind weekblad, Amsterdam 1899 No. 37 (F Crönert)

Verschiedenes

Alttestamentliches

Die Geschichtlichkeit des Sinaibundes, untersucht von D. Friedrich Giesebrecht. Königsberg 1900. 65 S. 1,20 Mk.

Der Gottesglaube im alten Israel und die religionsgeschichtliche Kritik. Ein Vortrag von J. W. Rothstein. Halle a. S und Bremen 1900. 49 S.

Beide Untersuchungen setzen die Resultate der modernen Litterarkritik als gesichert voraus, wenden sich aber gegen die für die Religionsgeschichte aus ihnen gezogenen Konsequenzen. Sie setzen beide nach einer Darstellung des Standes der Frage, die besonders bei Giesebrecht sehr lichtvoll ist, am gleichen Punkte ein: bei der Behauptung, Amos habe dem gesamten religiösen Bewußtsein seiner Zeit mit seiner Verkündigung direkt widersprochen und hier liege in der Geschichte der Religion Israels ein Sprung, der sich nicht erklären lasse. Beide suchen nun nachzuweisen, daß in Wirklichkeit dieser unerklärliche Sprung nicht vorhanden ist. Giesebrecht führt die Anschauung des Amos mit Geschick auf die Erinnerung an eine Bundschließung in mosaischer Zeit zurück, wobei er den besonders von Budde hervorgehobenen Charakter der Jahvereligion als einer auf gegenseitiger Vereinbarung beruhenden Wahlreligion und die dadurch gegebene Möglichkeit der Auflösung des Verhältnisses zwischen Gott und Volk ins rechte Licht setzt und, von Amos rückwärts gehend, die Bundesvorstellung als in Israel lebendig erweist. Rothstein geht denselben Weg, nur daß er nicht die Bundesvorstellung, sondern den Gottesbegriff des Amos rückwärts verfolgt. Beide kommen darin überein, daß in Wirklichkeit bei Amos nicht ein Bruch mit allen bisherigen Vorstellungen, sondern eine Entwicklung von Keimen vorliegt, die bis dahin geruht hatten, und stützen ihre Ansicht mit guten Gründen. Niemand wird die beiden Abhandlungen, besonders die von Giesebrecht, aus der Hand legen, ohne zu erneuter Prüfung der als unumgänglich geltenden Konsequenzen der Litterarkritik angeregt zu sein. Sie seien daher Allen, die sich für diese auch jeden Christen angehenden Probleme interessieren, warm empfohlen, besonders auch, weil sie keine Kenntnis des Hebräischen erfordern und ohne großen wissenschaftlichen Apparat geschrieben sind.

Friedrich Küchler

Aus der Schatzkammer heiliger Väter. Von E. Klein. Heft 1—5. Berlin, Verlag der Stadtmission. 30 Pfg.

Die schönsten Schriften der Urkirche, von den neutestamentlichen abgesehen, weiteren Kreisen in guter deutscher Uebersetzung zugänglich zu machen ist ein dankenswertes Unternehmen. Klein bringt in fünf Heften den Brief an den Diognet; Märtyreracten I und II, d. h. die Stelle aus Tacitus Annalen über die Neronische Verfolgung, den Bericht Hegesipps über das Verhör zweier Verwandter Jesu vor Domitian, den Briefwechsel Trajans und Plinius, den Brief der Gemeinde von Smyrna über den Martertod Polykarps und den Brief der Christen zu Lyon und Vienne nach Eusebius; die Briefe des Ignatius von Antiochien an die Römer und Epheser; die Lehre der zwölf Apostel. Genauer geprüft habe ich nur die Uebersetzung der Apostellehre und der Ignatiusbriefe. Erstere ist nicht schlecht, wenn auch keineswegs tadellos. Der Uebersetzung der Ignatiusbriefe hat Klein leider einen ganz veralteten Text zu Grunde gelegt. Daß er die großen Schwierigkeiten, die das Verständnis bietet, nicht überall gleichmäßig gut überwunden hat, gereicht ihm an sich nicht zum Vorwurf. Doch finden sich auch grobe Fehler, die unschwer hätten vermieden werden können. Somit kann ich das neue Unternehmen nur mit Einschränkung empfehlen.

G Krüger

Der Weltberuf des Christentums. Von Konsistorialrat Dr. Th. Hoppe. Hannover, Heinrich Fresche, 1899. 50 Pfge.

Ein erbaulicher und apologetischer Vortrag. Doch mehr jenes als dies — wohlbegreiflicher Weise! Denn eine gründliche Widerlegung aller modernen Einwendungen gegen den Weltberuf des Christentums läßt sich auf 40 Druckseiten nicht geben. Da muß tiefer gegraben werden; und ob das Christentum mit der orthodoxen Christologie des Verfassers steht und fällt, ist mindestens fraglich.

Dreydorff

Der Mann aus der Fremde. Sozial-religiöse Ansprache von Heinrich Lüdemann, Verfasser der „Wochenschrift des Geistes". Berlin, Herm. Eichblatt, 1900. 37 S. 60 Pfge.

Das ist eine Schrift, die ich den Lesern der Christlichen Welt und insbesondere allen Müttern aufs wärmste empfehle und die als Beweis dafür dienen kann, daß die Frage, womit die vorstehende Anzeige der Hoppeschen Schrifr abschließt, zu vermeiden ist. Auch Lüdemann sieht das Wesen des Christentums in der Person Jesu, im „Mann aus der Fremde" verwirklicht; aber nicht sowohl in dem über ihn dogmatisch Strittigen, als in dem von allen Parteien Unbestrittenen: in seiner einzigartigen Liebe. Der Unterschied zwischen ihr und der gemeinmenschlichen Liebe, wie sie auch Jesus im Elternhause erfahren hat und auf die er im Interesse der göttlichen Liebe, zu der er sich emporgerufen hat, verzichten mußte, ist vortrefflich gezeichnet. Dazu populär im besten Sinne des Wortes.

Dreydorff

„Freygeister, Naturalisten, Atheisten" — ein Aufsatz Lessings im Wahrsager. Von Consentius. Leipzig, Ed. Avenarius 1899. 86 Seiten. 1,20 Mk.

Ich würde nicht durch eine Besprechung auf dies Büchlein aufmerksam machen, wenn es nur das hielte, was der Titel verheißt. Denn es wäre dann nur für die wenigen Freunde der Litteraturgeschichte und Kenner von Lessings religiöser Entwicklung von Wert. Aber es versucht nicht allein zu erweisen, daß (1749!) Lessing jenen Aufsatz in dem von Mylius herausgegebenen „Wahrsager" verfaßt hat, sondern es führt uns auch durch Abdruck einiger Stücke aus dem „Wahrsager", dem „Freygeist", den „Ermunterungen zum Vergnügen des Gemüts" einen sonst schwer zugänglichen Ausschnitt aus dem Kampfe vor, den um die Wende des 18. Jahrhunderts die edleren Freigeister gegen ihre frivolen Genossen ebenso wie gegen die Orthodoxie zu fechten hatten. Das Meiste ist geistreich geschrieben, teils mit Pathos gewürzt, teils mit Satire. Hier nur eine Stelle aus dem natürlich untergeschobenen Briefe eines Freigeists: „Wir reden beständig, ohne zu wissen, was wir reden, wenn wir nur soviel wissen, daß es wider die Religion gerichtet ist. Viele große Geister haben wider die Religion geredet. Der Schluß ist also richtig; Wenn wir wider die Religion reden, so sind wir große Geister." Vivat Haeckel! Man kann das Ganze als eine Studie zur Geschichte und Psychologie der Apologetik bezeichnen, lesenswert auch zur Beleuchtung ähnlicher Kämpfe von heute.

Stephan

Mission in China. Offener Brief an Herrn Bischof von Anzer über die Stellung der Mission zur Politik, zugleich eine Denkschrift an die deutsche Regierung. Von Pfarrer em. Horbach in Marburg. Gütersloh, Bertelsmann 1900. 90 S. 1 Mk. Die Denkschrift trägt das Motto: „Die christliche Mission hat nichts mit der Politik zu thun, und die Politik soll sich nicht in die christliche Mission mischen." In gründlicher und sachgemäßer Weise liefert der Verfasser den Beweis, wie gefährlich es ist für die Mission, wenn obiger Grundsatz nicht befolgt wird. Daß es auch verhängnisvoll werden kann für die Regierung, ist mehr zwischen den Zeilen zu lesen. Gestützt auf Thatsachen und amtliche Veröffentlichungen deckt der Verfasser vor allem das politische, rück-

sichtslose und gewaltthätige Treiben des Bischofs Anzer und seiner Priester auf. Schon von 1886 bis 1896 hat Anzer einen durchaus unmissionarischen aufdringlichen Kampf mit den chinesischen Behörden geführt. Im Jahre 1890 nahm er das deutsche Protektorat über die katholische Mission in China an, weil es ihm damals gerade mehr Vorteil bot, als das französische. Im Februar 1898 erklärte er in Berlin, daß die Festsetzung der deutschen Regierung in Kiautschau eine Lebensfrage sei, nicht nur für das Gedeihen, sondern geradezu für den Fortbestand der chinesischen Mission. Als dann die Vermischung von Kolonialpolitik und katholischer Mission aus einer Lebensfrage anfing eine Todesfrage für diese zu werden, scheute sich der Bischof nicht, von der deutschen Regierung zu verlangen, sie solle sich in Tausende von Streithändeln stürzen. Wiederholt hat Anzer mit seinen Missionaren die gerechte Entrüstung und den Haß der chinesischen Behörden in unverantwortlicher Weise herausgefordert. Die katholischen Missionare pflegen ihre Christen zu bewaffnen. Auf ihren Stationen starrt es von Waffen. Die Residenz des Bischofs Anzer in Puoly (1882—95) glich einer kleinen Festung! Die Sühneforderungen im Jahre 1898 waren ungeheuer und beliefen sich, drei Straf- oder Sühnekirchen (!) eingerechnet, auf 675000 Mk. Durch das Alles ist das Ansehen des Christentums auf das tiefste geschädigt worden. Verfasser weist nach, wie die evangelische Mission in Theorie und Praxis eine grundverschiedene Stellung einnimmt. Die gesamte evangelische Mission protestiere dagegen, daß für sie die Hilfe oder das Eingreifen einer politischen Macht eine Lebensfrage sei. Eine Mission, welche erkläre, daß sie ohne politische Hintermacht und ohne militärische Strafexpeditionen nicht bestehen könne, habe gar kein biblisches Recht auf Existenz; für sie sei es besser, wenn sie nicht fortbesteht. Wir können uns diesem Urteil nur anschließen. Möge die Denkschrift weiteste Verbreitung finden und vor allem auch in die Hände der Adressaten gelangen, an die sie gerichtet ist.

China in Wort und Bild von J. Flad. Mit vielen Bildern. Basel 1901. Verlag der Missionsbuchhandlung. 144 S. 1,20 Mk. Dieses frisch und zum Teil humoristisch geschriebene Büchlein eines ehemaligen Missionars führt den europäischen Leser vortrefflich in chinesische Verhältnisse, vor allem auch in chinesische Denkweise ein. Ja, so sind die Chinesen; so reden und urteilen sie. Dem Verfasser hat wohl das Wort vorgeschwebt: Wer Vieles bringt, wird Manchem etwas bringen. Er beginnt mit den Eigentümlichkeiten der Chinesen, behandelt ausführlicher und zum Teil in poetischer Form das Fundament der chinesischen Religion, nämlich die „kindliche Ehrerbietung", läßt uns einen Blick thun in Sitte und Sittlichkeit der Chinesen, in ihre Litteratur und Geschichte, ihre Götzentempel und ihre Hauptstadt Peking. In einem Schlußartikel zeigt er, wie in den letzten Jahrzehnten neues Leben aus den Ruinen sproßt, während China vor fünfzig Jahren noch eine balsamierte, mit Hieroglyphen bemalte und mit Seide umwundene Mumie war und sein innerer Kreislauf dem Leben schlafender Wintertiere glich. Die Bilder sind einfach, aber meist klar und gut. Nur steht auf S. 103 oben das chinesische Zeichen fuh = Glück auf dem Kopfe — ein rechtes Symbol der gegenwärtigen unglücklichen Lage Chinas. Wir empfehlen das bescheidene Büchlein. Man kann aus ihm mehr lernen als aus manchem zusammengeschriebenen größeren Buch von Reisenden, die die Chinesen „wie sie sind" doch nicht kennen.*) E R Eichler

Weihnachtsfestspiele. Am glücklichsten in der Schaffung volkstümlicher und dabei in die Tiefe der christlichen Wahrheit führender Weihnachtspiele ist entschieden Direktor Bauer. Indem wir erinnern an die beiden früheren Stücke: Christ ist geboren. 48 S. 50 Pfge. Friede auf Erden. 64 S. 50 Pfge., weisen wir auf sein neues Stück hin: Ehre sei Gott. 87 S. 75 Pfge. Leipzig, Jansa 1900. Die Gestalten der größeren alten Spiele und die dort häufigen alttestamentlichen Beziehungen sind ausgiebig verwendet, die Aufführung macht ziemlich hohe Ansprüche an die Leistungsfähigkeit von Darsteller und Regisseur. Bei dieser Gelegenheit sei hingewiesen auch auf das packende Stück von Nithack-Stahn: Deutsche Weihnacht. Halle, Nithack. 20 Pfge., sowie auf das schon in siebenter Auflage erschienene Weihnachtspiel von Müller, Die heilige Nacht. 32 S. 70 Pfge. Berlin, Ostdeutscher Jünglingsbund. Danneil

Gute Bücher für Weihnachten. Vortrefflich ist das Andachtsbuch von Benz, Wohin sollen wir gehen? Zweite Auflage. Basel, Reinhardt, 1900. 173 S. Gebunden 1,60 Mk. Das ist männliches Christentum, modernen Menschen dargeboten mit Naumannscher Kraft und Oeserscher Innigkeit. Für die Familie eignet sich zum Vorlesen an den Winterabenden Armin Stein: Johann Friedrich Oberlin. Halle, Strien, 1899. 247 S. 2,70 Mk. Als wir das Buch fertig vorgelesen hatten, meinte mein Vater: „Es thut mir leid, daß das Buch aus ist." Schön, wenn auch nicht ganz so lebendig wie Steins Buch ist Friedrich und Karoline Perthes von Ottilie Adler. Leipzig, Wallmann, 1900. 340 S. 3 Mk. Mit 2 Portraits. Besser noch lernt man Perthes kennen in der von seinem Sohn gelieferten Lebensbeschreibung. Für die Alten endlich ein passendes Heftchen der liebenswürdigen Lina Walther: Gruß in die Altenstübchen. Hamburg, Rauhes Haus, 1900. 72 S. 60 Pfge. Mit fröhlichem Herzen redet die Verfasserin von des Alters Glück und Last, von der guten alten Zeit, von Feierabend und Heimgang. Wo eine Seele einsam ist am Lebensabend, da lasse sie sich von Lina Walther erzählen, wie sie trotz Alter und Gebrechlichkeit fröhlich sein kann in Gott. Danneil

*) Auch leseeifrige Kinder werden das Buch gern lesen. Von demselben Verfasser erschien: Zehn Jahre in China. Von J. Flad. Mit 29 Bildern. Calwer Vereinsbuchhandlung. 312 S. Gebunden 2 Mk. Sehr hübsch. Gut zum Vorlesen für Alt und Jung. R

Evangelisk-luthersk Almanak for Nordsleswig 1901. Udgivet af P. Johannes Claussen, Sognepraest (Pfarrer) i Tyrstrup (in Nordschleswig).

Der Kalender enthält außer dem üblichen Inhalt (mit je einem Spruch auf alle Tage des Jahres) und einigen kleineren Geschichten und Gedichten interessante Aufsätze über „ein nordschleswigsches Asyl" (zur Rettung verwahrloster Kinder), über Heidenmission (namentlich in Indien, Tirupati) und Trinkerasyle. Seine weite Verbreitung giebt auch einen Beitrag zur nordschleswigschen Frage, auf den aber unsre Chauvinisten nicht achten werden. G H (R)

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H

Anzeigen

Anzeigengebühr:
Für die viergespaltene Petitzeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf.

Freunde der Christlichen Welt

Frankfurt a. M. Rosenau. Dienstag, 4. Dezember, 5 Uhr: Häckels Welträtsel.

Goslar. Mittwoch, 28. November, abends 8 Uhr, im Achtermann: Die Stellung der heutigen Geschichtswissenschaft zu den evangelischen Wunderberichten (Harnack, Wesen des Christentums S. 16—19).

Hamburg. Montag, 19. November, abends 8 1/2 Uhr im Patriotischen Gebäude, Zimmer Nr. 20 erster Stock. Professor Titius aus Kiel über Paulus u. Jesus.

Magdeburg. Dienstag, 4. Dezember, 3 Uhr. Vierteljahrs-Versammlung. Hasselbachstr. 1, vormals Wuthe. Gäste, auch Damen willkommen. Professor Gunkel über den Ursinn der Paradieses-Geschichte.

Kirchlich theologische Konferenz der Provinz Brandenburg

Oeffentliche Versammlung: Donnerstag den 29. November 1900, Nachmittags 4 1/2 Uhr, im Saal des Hotel Saxonia, Königgrätzerstraße 10, dicht am Potsdamer Platz.

Tagesordnung

Läßt sich Religion lehren? Eine Frage für Eltern, Erzieher und die ganze Kirche.

1. Professor D. von Soden
2. Gymnasial-Oberlehrer W. Schmidt
3. Aussprache

Der Vorstand

Soeben wurde ausgegeben u. steht gratis zu Diensten Antiquarischer Catalog Nr. 41 **Theologie u. Philosophie**
Barmen **Adolf Graeper,** Buchhandlung

Einzelnummern
23 Pfennige
vom Verlag der Christlichen Welt

Soeben erschien:

Des Glaubens Bedeutung

für den, der in der Welt vorwärts kommen will

von **C. Skovgaard-Petersen** Pastor

Deutsche, vom Verfasser veranstaltete Ausgabe
VI, 193 Seiten, Mk 2.—, hübsch gebunden Mk. 3.—

Der Verfasser wünscht, daß das Buch sich auch in seiner deutschen Ausgabe „durch böse Gerüchte und gute Gerüchte" (2. Kor. 6, 8) als ein Wort der Wahrheit erweise In wie weit ihm dies gelungen ist, mögen Andere entscheiden. Aber die große Verbreitung, welche dieses Buch in Dänemark gefunden hat, — **in weniger als einem Jahre sind nahezu 6000 Exemplare verkauft worden** — läßt ihn hoffen, daß in demselben, sei es für diesen oder jenen, brauchbares Material enthalten sein möchte.

Prospekte post- u. kostenfrei

Berlin, W 9, Köthenerstr. 4 **Reuther & Reichard**

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Kurzer Hand-Commentar zum Alten Testament

In Verbindung mit

J. Benziger, A. Bertholet, K. Budde, B. Duhm, H. Holzinger und G. Wildeboer

herausgegeben von

D. Karl Marti,

ord. Professor der Theologie an der Universität Bern

Vollständig in zwanzig Lieferungen

Der Subscriptionspreis von Mk. 60.— erlischt am 31. Dezember 1900

Nr. 41 ist vergriffen. Für jedes zurückgeschickte Exemplar ist dankbar

Der Verlag

Gesucht ein Geistlicher

für die Evangelisch-Lutherische Gemeinde in Honolulu, Hawai-Inseln, ein jüngerer Mann, verheiratet, aus dem Kreise der Freunde der Christlichen Welt. Bis zum 1. März 1901 in Honolulu einzutreffen. Gehalt Doll. 3000 (= 12000 Mark) bei freier Wohnung; freie Reise nach Honolulu und, falls der Pfarrer 5 Jahre im Dienste der Gemeinde verharrt, auch freie Rückreise. Meldungen an D. Rade in Marburg i. H.

Im Auftrage des Kirchenvorstandes

Honolulu, 16. Oktober

Hans Isenberg, Pastor

Der Kunstwart

Rundschau über Dichtung, Theater, Musik u. bildende Künste! Vierteljährl. 6 Hefte mit Bildern und Noten 3 Mk. Verlag von Georg D. W. Callwey, München

Zur **Leitung des Haushaltes** im kaufm. Haus und zur Pflege der kranken Hausfrau (keine Kinder; Dienstmädchen, Wartefrau vorhanden) wird nach **Gotha** zu Anfang des nächsten Jahres eine **ältere Dame**, den besseren Ständen angehörig, gesucht. Off. sub. **E. M.** an die Exped. d Ztg.

Engelswerk

C. W. Engels

in **Foche** bei Solingen-K.

Grösste Stahlwaarenfabrik mit Versand nur an Private

Preisliste (4000 Nrn.) umsonst und franko!

Gebr. Stoffregen, Hannover im evangelischen Vereinshaus empfehlen alle Arten Paramente und Kirchengeräte Kirchenkronleuchter, Wachslichter, Hostien, ferner: Talare, Baretts und Bäffchen Ill. Kataloge. Billigste Preise. Reelle Bedienung

Pianinos v. Mk. 400.— an.

Harmoniums von Mk. 80.— an.

Höchster Baarrabatt. Ratenzahlg. Reiche Auswahl schöner Modelle. Freie Probelieferung. **Gr. illustr. Katalog gratis-franco.**

Wilh. Rudolph i. Giessen

Chronik der Christlichen Welt

10 Jahrgang. Vierteljährlich 1,50 Mk. Postnummer 1629
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Nr. 46. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Von der Osnabrücker Bezirkssynode — Evangelische im Auslande: Von der Pariser Weltausstellung: Kongresse 1 — Vermischte Nachrichten: Verbot einer Förderung der evangelischen Bewegung in Oesterreich in Sachsen-Weimar?; Bonner Ferienkursus; Aus andern Blättern; Christliche Mission und heidnisches Volkstum (Merensky); Neue Veröffentlichung über Schleiermacher

Deutschland, dein Dichter!

Deutsches Gemüt und deutsche Phantasie zeichnen den Lyriker **Gustav Falke** aus, der wie kein zweiter berufen ist, ein Dichter, wenn nicht gar ein Lieblingsdichter, des deutschen Volkes zu werden.

Gedichte von Gustav Falke:

Mit dem Leben (1899) Geb. 3 Mk.
Neue Fahrt (1897) Geb. 4 Mk.
Zwischen zwei Nächten (1894) Geb. 3 Mk.
(Verlag von J. G. Cotta'schen Bh. Nf. in Stuttgart)
Tanz und Andacht (1892) Geb. 4 Mk.
Mynheer der Tod (1891) Geb. 4 Mk.

Gustav Falke als Lyriker

Eine Auswahl aus seinen Dichtungen mit einer Einleitung von Dr. M. Spanier. Geb. 2 Mk. 50 Pf.
Ein Falkeprospekt kostenlos durch die meisten Buchhandlungen und vom Verlag

Alfred Janssen in Hamburg

Bisher 325 000 Exempl.

Schneeflocken

Erzählungen für Groß u. Klein

25 Hefte in schönen farbigen Umschlägen. Preis 10 Pf.
100 Hefte M. 8.—

Die schönen Geschichten sind geschrieben von **B. Mercator, H. Groschke, Ren. Pfannschmidt-Beutner, Charl. Niese.**

Für Sonntagsschulen und Bescheerungen jeder Art

Verlag von **Martin Warneck**, Berlin W. 9.

Verl. C. Bertelsmann, Gütersloh

Das Rote Kreuz.

Ein Ueberblick über seine Entstehung und Entwicklung und seine Bethätigung in Deutschland von Dr. Fr. Marcks. Mit 3 Kartenskizzen. 1.50 M.

Krankenpflegerinnen vom Roten Kreuz

Frauen u. Jungfrauen höherer Bildung, jeder Konfession, im Alter von 18—30 Jahren, die sich dem Beruf der **Krankenpflege widmen wollen**, finden Aufnahme, Ausbildung und eine gesicherte Lebensstellung. Desgl. finden in der Krankenpflege bereits ausgebildete Schwestern jederzeit Aufnahme.

Vaterländischer Frauen-Verein
Frankfurt a. M.

Bei angemessener freier Behandlung
Alkohol-Entziehungskur
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg i. Lbg.
Prospect frei.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Soeben erschien:

Auf dem Wege zur Wahrheit

Für Suchende

von

Lic. D. **G. Karo**

Geb. M. 2.50

Die einzelnen Kapitel tragen die Ueberschriften: Standpunkt. Gott und Welt. Der Mensch. Offenbarung. Christus. Glaube. Bibel. Kirche und Welt. Das Ziel.

Verlag von J. C. B. Mohr in Tübingen und Leipzig

Neue Erscheinungen

Ethik

Von

D. W. Herrmann,

Professor an der Universität Marburg

(Grundriss der theolog. Wissenschaften Abteilung 15)

8. M. 3.40, gebunden M. 4.40

Einleitung in das Neue Testament

Von

D. Adolf Jülicher,

Professor der Theologie in Marburg

Dritte und vierte Auflage

Erste Hälfte (Bogen 1—15)

(Grundriss der theolog. Wissenschaften Abteilung 7)

Gross 8. M. 3.75

Die messianische Weissagung in der Schule

Mit Benutzung der Kautzsch'schen Textbibel

Eine Handreichung für Religionslehre

von

R. Busch,

Kgl. Seminarlehrer in Augustenburg

8. M. 1.25

Die Geschichte Jesu

Erzählt von

D. Dr. Paul Wilhelm Schmidt,

ordentl. Professor der Theologie an der Universität Basel

Dritter Abdruck

Mit einer Geschichtstabelle

Groß 8. M. 3.—, geb. M. 4.—

Theologische Arbeiten aus dem rheinischen wissenschaftlichen Prediger-Verein

In Gemeinschaft mit den übrigen Vorstandsmitgliedern herausgegeben von

D. Grafe und Lic. Simons

Neue Folge. 4. Heft

Gr. 8. M. 5.—

Die „Lade Jahves"

von

D. J. Meinhold,

Professor an der Universität Bonn

(Aus „Theolog. Arbeiten a. d. rhein. wissenschaftl. Prediger-Verein")

Gross 8. M. 1.50

Ueber die Absolutheit des Christentums

von

E. Niebergall,

Pfarrer in Kirn

und

Ueber die historische und dogmatische Methode der Theologie

von

D. E. Troeltsch,

Professor an der Universität Heidelberg

(Aus „Theolog. Arbeiten a. d. rhein. wissenschaftl. Prediger-Verein")

Gross 8. M. 2.—

Kirchliche Statistik Deutschlands

von

D. P. Pieper,

em. Pastor und Anstaltsgeistlicher in Gerresheim

Zweite mit Berichtigungen versehene Ausgabe der ersten Auflage

(Grundriss der theolog. Wissenschaften. Abteilung 13)

Gross 8. M. 9.—, geb. M. 10.—

Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte

Nr. 21

Der Ursprung des Mönchtums

von

Dr. Daniel Völter,

Professor der Theologie in Amsterdam

8. M. 1.—

Die neutestamentliche Lehre von der Seligkeit

und ihre Bedeutung für die Gegenwart

Dargestellt von

D. Arthur Titius,

Professor an der Universität Kiel

Der geschichtlichen Darstellung vierte (Schluss-) Abteilg.:

Die vulgäre Anschauung von der Seligkeit im Urchristentum

Ihre Entwiklung bis zum Uebergang in katholische Formen

Gross 8. M. 5.80

Neue Erscheinungen

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu zwei litterarische Beilagen: von H. G. Wallmann in Leipzig und von Dörffling und Franke in Leipzig